

1 Jeder Mensch ist anders und besonders. Dies gilt es zu würdigen und zu schützen.

Es waren kirchliche Philosophen, die im späten Mittelalter erstmals erkannten, dass jedes Wesen in der Natur einzigartig ist. Die Scholastiker sprachen der Amsel, die ihr Nest im Klostergarten baut, eine eigenständige Existenz zu. Keine andere Amsel tut das in diesem Moment und auf diese Art und Weise. Kein anderer Berg ist wie der Montblanc. Sie nannten dieses Phänomen *individuum*, bezogen aber den Menschen noch nicht in ihre Betrachtung mit ein.¹ Erst der französische Philosoph Michel de Montaigne öffnet die Tür zum neuzeitlichen Denken und überträgt den Gedanken der Einzigartigkeit des Individuums auf den Menschen. In den 1580 veröffentlichten ersten beiden Bänden der *Essais* macht er sein eigenes Selbst zum Gegenstand der Reflexion und begibt sich auf eine Entdeckungsreise in eine Wirklichkeit, die nach seiner Überzeugung aus unendlich vielen Einzelheiten besteht. Der Mensch erfährt sich nach Montaigne vor allem als Einzelner. Er erfährt sich gegenüber anderen als verschieden und trägt aktiv dazu bei, dass er diese Einzigartigkeit gegenüber anderen zum Ausdruck bringt.²

Die sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen, die sich in der Renaissance vor allem in den oberitalienischen Städten vollzogen, begünstigten die Herausbildung von Individuen, die sich von anderen

¹vergl. Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt a.M. 1987, S. 209ff.

²vergl. Rüdiger Safranski: Einzelnen Sein. Eine philosophische Herausforderung, München 2021, S.43ff.

abheben konnten und wollten. Wie nie zuvor gelang es Menschen, etwa Kaufleuten oder Künstlern, aus ihrem angestammten Umfeld heraus in höhere soziale Positionen aufzusteigen. Diese Erfahrung verstärkte ihr Bedürfnis, den eigenen gesellschaftlichen Erfolg gegenüber anderen als etwas Besonderes darzustellen und damit ihre Einzigartigkeit zu unterstreichen. So entsteht zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mitteleuropa die Mode.³ Von Albrecht Dürer oder Erasmus von Rotterdam ist bekannt, dass sie bereits zu Lebzeiten alles daran setzten, ihre Einzigartigkeit auch für die Nachwelt zu erhalten. Der Humanismus der Renaissance befördert aber auch die Möglichkeit, jedes einzelnen Menschen - unabhängig von seinem sozialen Status - seine Einzigartigkeit zur Geltung zu bringen. Erstmals tritt der Bürger als selbstständiges, autonomes Subjekt in Erscheinung. Die Gleichheit des Menschen vor dem Gesetz, wie sie erstmals in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 festgeschrieben wurde, stellt die Voraussetzung dafür her, dass jeder das Recht und die Möglichkeit hat, seine Andersartigkeit zu entfalten.

Damit stellen sich für den *neuen Menschen* einige grundlegende Fragen: Wer bin ich im Verhältnis zu meinen Mitmenschen? Wird das, was mich von anderen unterscheidet, als solches anerkannt? Welchen Wert hat mein Leben im Verhältnis zu dem der anderen? Simone de Beauvoir hat dazu folgenden Gedanken formuliert: „*Das eigene Leben hat einen Wert, solange man dem Leben anderer einen Wert zuschreibt.*“ Mit dieser Position stellt Beauvoir den Einzelnen in ein notwendiges, existentielles Verhältnis zum Anderen und unterstreicht, dass der Wert des eigenen Lebens von der Wertschätzung des Anderen abhängt. „*Ohne Du ist das Ich*

³vergl. Ulinka Rublack: Die Geburt der Mode, Stuttgart 2022.

unmöglich“, schreibt der deutsche Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi in einem seiner *Fliegenden Blätter* aus dem Jahr 1785.⁴ Jacobi, der sich von der Philosophie Kants abgrenzt und gegen die Unterwerfung unter die allgemeine Pflicht einer unpersönlichen Vernunft ausspricht, setzt auf den Menschen als konkreten Einzelnen. Die Konstitution des Selbst erfolgt nach seiner Auffassung in der Beziehung zu einem anderen Menschen. Auf diesen Gedanken bezieht sich auch der österreichisch-israelische Religionsphilosoph Martin Buber in seiner 1954 erschienenen Schrift *Das dialogische Prinzip*. Erst im Zwischenmenschlichen gelangt nach seiner Überzeugung die „*Herrlichkeit des Menschenwesens*“ zur vollen Entfaltung. Dabei kommt es darauf an, dass „*jedem von zwei Menschen der andere als dieser bestimmte Andere widerfährt, jeder von beiden des andern ebenso gewahr wird und eben daher sich zu ihm verhält, wobei er den anderen nicht als sein Objekt betrachtet oder behandelt, sondern als seinen Partner in einem Lebensvorgang.*“ Und, so fügt Buber hinzu: „*Dies ist das Entscheidende: das Nicht-Objekt-sein.*“⁵ Die Besonderheit des Menschseins, so legen diese Gedanken nahe, entfaltet sich erst im Zwischenmenschlichen. Und zwar indem der eine den anderen in seiner Besonderheit respektiert und anerkennt. Die Fähigkeit, den anderen Menschen in seinem Sosein zu akzeptieren, tragen wir jedoch nicht ohne Weiteres in uns. Sondern es bedarf der aktiven, selbstbewussten und wiederholten Erfahrung, dass sich zwei menschliche Wesen als gleichberechtigte Individuen gegenüber treten. Die Dominanz von hierarchischen Verhältnissen, die den einen zwingen, sich dem anderen unterzuordnen, verhindern, dass Menschen bereit sind, voneinander etwas anzunehmen.

⁴zit. nach Martin Buber: *Das dialogische Prinzip*, Gütersloh 2017, S.297.

⁵a.a.O. S. 270.

In Bezug auf das Verhältnis von Lehrer:innen zu Schüler:innen hat Mathilde Vaerting, die als erste Professorin für Pädagogik an eine deutsche Hochschule berufen wurde, bereits 1931 argumentiert: „*Jede Unterordnung unter die Macht eines Mächtigen ist für den Charakter sehr schädlich. Der Lehrer schaltet sich in dem Maße, wie er Unterordnung vom Schüler fordert, von jedem positiven Erziehungseinfluss selber aus, leider nicht auch vom negativen.*“⁶ Nach ihrer Ansicht ist die Voraussetzung dafür, dass sich der kindliche Charakter positiv entwickelt, wenn Lernerfahrungen im Verhältnis des Miteinanders gestaltet werden. Sofern das Kind in die Lösung eines Problems einbezogen wird, kann vermieden werden, dass das Kind sein Nicht-Wissen als eine Art Ohnmacht erfährt. Vielmehr bestärkt es das Kind in dem Wissen, dass es die Fähigkeit besitzt, eine neue Erkenntnis zu gewinnen. Diese Art des Lernerfolgs ist jedoch eher selten. Es dominieren die negativen Lernerlebnisse, die das unterschwellige Gefühl eines dauerhaften Mangels vermitteln. Eine solch defizitäre Prägung bestimmt viele Lernsituationen und führt im späteren Leben oft zu negativen Erfahrungen. Momente, bei denen es zwischen zwei Menschen zu einer positiven, gleichberechtigten Lernerfahrung kommt, können jedoch als sehr bereichernd empfunden werden, weil beide Personen in ihrer Integrität nicht beeinträchtigt werden.

Der koreanisch-deutsche Philosoph Byung-Chul Han hat darauf hingewiesen, dass der andere im Zeitalter der Digitalisierung als reales Gegenüber zu verschwinden drohe. Er sieht die besondere Form der

⁶Mathilde Vaerting: *Lehrer und Schüler. Ihr gegenseitiges Verhalten als Grundlage der Charaktererziehung*, Leipzig 1931, S.45.

Zwischenmenschlichkeit, die sich im Blick oder der Stimme eines anderen manifestieren, gefährdet. Durch die Vorherrschaft des Digitalen verlieren wir den konkreten Bezug zu einer anderen Person. Um eine Beziehung herstellen zu können, so Han, ist ein „*eigenständiges Gegenüber*“ erforderlich. „*Ohne jedes Gegenüber, ohne jedes Du kreisen wir nur noch um uns selbst.*“⁷ Diese Krise der Beziehungsfähigkeit, die sich auch in einer zunehmenden Vereinzelung äußert, hat Auswirkungen auf die Fähigkeit, sich auf andere einzulassen. Damit droht auch die Gemeinschaft ihre verbindende Funktion zu verlieren. „*No one can love me the way I do*“ ist der Refrain des Songs *Be My Own Boyfriend* der Jazzsängerin Olivia Dean, der quasi als Parole einer Generation verstanden werden kann. Der Erfolg von Dating-Apps wie Tinder „*degradiert den Anderen zum Sexualobjekt. Seiner Andersartigkeit beraubt wird auch der Andere konsumierbar.*“⁸ Beziehungen gründen demnach immer weniger auf dem Interesse an der anderen Stimme oder einem anderen Blick auf die Welt, sondern sind der einseitigen Bedürfnisbefriedigung unterworfen.

Byung-Chul Han plädiert deshalb für eine „*Wiederbelebung des Anderen*“, denn wir brauchen den anderen, um uns in der Welt als sinnvoll zu erfahren und zu verwirklichen. Diesen Gedanken hat Simone de Beauvoir als eine der Kernthesen des Existentialismus formuliert: „*Uns leitet eben die Sorge um andere Menschen, die besonders, aber auch die um das eigene Glück, und beides hängt natürlich untrennbar zusammen, denn ich glaube, jeder ist mit anderen verbunden und niemand kann sich anders verwirklichen als durch die anderen und mit den anderen, und man kann*

⁷Byung-Chul Han: *Undinge. Umbrüche der Lebenswelt*, Berlin 2021, S. 62.

⁸a.a.O. S. 27.

*für andere und mit anderen nichts Wirksames vollbringen, wenn das nicht auf etwas gründet, das tief in einem selbst verankert ist.*⁹ Es ist diese Interdependenz von Individuum und Gesellschaft, die die Wertschätzung des Einzelnen so wesentlich macht. Das bedeutet, die Einzigartigkeit des anderen nicht als Konkurrenz im Kampf um Anerkennung auf dem Markt der Eitelkeiten zu sehen, sondern in ihm das Menschliche zu würdigen, das uns verbindet.

⁹ Simone de Beauvoir in einem Gespräch mit Wilfrid LeMoyné, Radio Kanada 1959, (Übersetzt von Hinrich Schmidt-Henkel).